

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 7 (1884)

Artikel: Mittheilungen aus Briefen an Leonhard Usteri
Autor: Blümner, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mittheilungen aus Briefen an Leonhard Usteri.

Von H. Blümner.

Veranlaßt durch die von mir im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung gemachten Mittheilungen aus dem Briefwechsel Windelmann's an Leonhard Usteri und andere Zürcher, hatte Hr. Pfarrer Usteri in Hintweis die Güte, mir die im Besitz des Hrn. Usteri-Blumer befindlichen Briefe an L. Usteri, soweit dieselben nicht bereits publizirt sind (die von Julie v. Bondeli sind in dem Buche von Zimmermann über diese Freundin Rousseau's abgedruckt worden) zur Einsicht und event. Benutzung zu übersenden. Indem ich Hrn. Pfarrer Usteri sowohl als dem Besitzer der Briefe auch an dieser Stelle meinen Dank hierfür ausspreche, benutze ich gern die Gelegenheit, durch Mittheilungen aus diesen Briefen einen Nachtrag zu meinem Eingangs erwähnten Aufsätze zu geben und denselben durch verschiedene Streiflichter, welche daraus auf das geistige Leben Zürichs im vorigen Jahrhundert fallen, zu ergänzen.

Derjenige, an den diese Briefe gerichtet sind, *L e o n h a r d U s t e r i* vom Neuenhof, ist 1741 in Zürich geboren. Er bildete sich zu einem ebenso tüchtigen als vielseitigen Gelehrten aus und erwarb sich namentlich auf sprachlichem und historischem Gebiete umfassende Kenntnisse. In den Jahren 1760 und 61 unternahm er zu seiner Ausbildung größere Reisen nach Italien und Frankreich. In Rom trat er in näheren Verkehr mit *W i n d e l m a n n*, der einen lebhaften und von warmer Freundschaft getragenen Briefwechsel zur Folge hatte; in Paris lernte er *R o u s s e a u* kennen und verehren, und auch hier knüpfte sich eine intime Korrespondenz an diese Bekanntschaft an. Nach seiner Rückkehr wurde Usteri im Jahr 1764 Professor am Collegium zu Zürich; im Jahr 1773 Chorherr am Grossmünster. Besondere Verdienste erwarb er sich um seine Vater-

stadt durch Einführung eines rationellen Mädchenunterrichts; sein schon 1789 erfolgter Tod rief allgemeine Trauer hervor, wie uns die darauf bezüglichen Schriften beweisen.

Unter seinen Correspondenten beansprucht für uns das meiste Interesse der junge Fueßli. Hans Heinrich Fueßli (in Zürich nach seiner späteren Stellung als Obmann gemeiner Klöster unter dem Namen „Obmann Fueßli“ auch heute noch bekannt) ist der Sohn von Hans Rudolf Fueßli, dem Begründer des allgemeinen Künstlerlexikons. Geboren in Zürich 1745 eignete er sich, bei ganz vorzüglicher Begabung, sehr schnell ein tüchtiges Wissen an; lebhafte Phantasie, natürlicher Witz, dazu die in der Familie Fueßli erbliche künstlerische Begabung machten den noch jungen Mann zu einer auch von älteren Männern im Umgang geschätzten Persönlichkeit. Das zeigte sich namentlich bei seiner Reise nach Italien in den Jahren 1763 und 64, wo er Winckelmann sehr bald besonders nahe trat. „Ein unschuldigeres Kind“, schrieb dieser später über ihn an einen Freund, „bei großem Talent und vielem Witz und Wissen habe ich niemals kennen lernen. Er scheint mir ein Bild der Tugend in Fleisch und Bein zu sein, und der ersten Menschen aus der goldenen Zeit.“ Im Jahre 1775 wurde Fueßli Bodmer's Nachfolger auf dem Lehrstuhl der vaterländischen Geschichte. Später bekleidete er auch einflussreiche politische Ämter in seiner Vaterstadt und nahm auch an der Organisation der helvetischen Republik thätigen Anteil. Die letzten Decennien seines Lebens widmete er wesentlich wissenschaftlichen Arbeiten; er starb hochbetagt im Jahre 1832. Von ihm röhren 32 Briefe der Sammlung her aus den Jahren 1760—1764, also aus der Zeit, da der Verkehr Usteri's und Fueßli's mit Winckelmann am lebhaftesten war. Die ersten sind aus Zürich nach Genf gerichtet, wo Usteri damals an der Heiliggeist-Kirche Prediger war; einige nach Italien und Frankreich, als Usteri dort auf Reisen war; die übrigen, nach Usteri's Rückkehr nach Zürich, zunächst von Genf, wohin sich Fueßli inzwischen begeben hatte, dann aus Italien, während jener Reise, auf welcher Fueßli in so nahe Beziehungen zu Winckelmann trat. Die Rückkehr Fueßli's nach Zürich

machte der Correspondenz ein Ende. Ihr Inhalt ist sehr mannigfaltig; bei dem äußerst intimen Verhältniß, in welchem beide Männer zu einander standen, wechseln allerlei persönliche Erlebnisse und Verhältnisse mit Fragen allgemeineren Inhalts, lustiger Scherz mit ernster Erörterung ästhetischer und philosophischer Dinge oder Besprechungen neuer litterarischer Erscheinungen. Für die Genfer Zeit nimmt das Hauptinteresse die Persönlichkeit von Rousseau in Anspruch, zu dem der schwärmerische Jüngling mit begeisterter Verehrung aufblickte; später tritt Winckelmann mehr in den Vordergrund.

Von sonstigen Mitgliedern des Winckelmann'schen Freundeskreises treffen wir unter den Briefschreibern noch Sal. Geßner und Christ. v. Mechel. Von ersterem (dem bekannten Idyllendichter, 1730—1788) sind nur zwei Briefe da, im Jahr 1761 aus Zürich nach Bern und Paris geschrieben. Christian von Mechel ist der bekannte Kupferstecher, geb. 1737 in Basel, ebenfalls ein Freund und Correspondent Winckelmann's. Er wurde im Jahre 1778 nach der Wiener Akademie berufen, kehrte aber 1783 wieder nach Basel zurück, um 1803 nach Berlin zu gehen, wo er 1815 als Mitglied der Akademie starb. Von ihm röhren 15 Briefe her, sämmtliche von Basel aus, aber erst aus den Jahren 1774—1779 herrührend. Abgesehen von der für uns interessanten Besprechung über die Publikation der Winckelmann'schen Briefe, behandeln sie meist allerlei uns heute großenteils unbekannte Persönlichkeiten; dabei ist die Schreibweise eine sehr eigenthümliche, indem Mechel häufig in französischer Sprache anfängt, um plötzlich deutsch fortzufahren und den Brief schließlich wieder französisch zu beenden; oder er mischt auch mitten in einen deutsch geschriebenen Brief einen oder mehrere französische Sätze ein.

Demnächst sind von Interesse zwei Briefe vom Canonicus Jac. Steinbrückel (geb. 1729, gelehrter Uebersezer sophokleischer Trauerspiele, Chorherr am Grossmünster) aus dem Jahre 1760, mit wesentlich litterarischem Inhalt; und 10 Briefe von Felix Nüsseler (geb. 1738), des späteren Professors am Collegium und Chorherren am Grossmünster;

sie sind geschrieben von Paris und Zürich in den Jahren 1759—61, und auch in ihnen spielt die Litteratur, namentlich Klopstock, die Hauptrolle. Ebenfalls aus den Jahren 1760 und 61 sind vier lateinisch geschriebene Briefe des Arztes und Naturforschers J o h a n n e s G e ž n e r (1709—90), des Stifters der Zürcher naturforschenden Gesellschaft und Jugendfreundes von A. v. Haller, mit dem er in lebhafte Correspondenz stand (auf der Berner Stadtbibliothek befinden sich noch mehr als 600 lateinische Originalbriefe Gežner's an Haller, vgl. Wolf, Biographien I, 256; ein ebenfalls lateinischer Brief Haller's an Gežner, d. d. „ex prædio suburbano Zur Linden 1729, 20. Oct.“, liegt den Gežner'schen Briefen bei). Der Inhalt dieser Briefe ist fast durchweg naturhistorisch (namentlich über mineralogische und botanische Details) und daher für uns hier nicht von Interesse. Ebenso sind für den vorliegenden Zweck unergiebig die 21 Briefe von H a n s H e i n r i c h S c h i n z (1726 bis 1788), Pfarrers zu Altstetten, aus den Jahren 1766—1774. Sie beschlagen fast durchweg theologische Fragen, oft sehr detaillirt, und zwar ebenso exegetischer als dogmatischer Art. Nur die letzten Briefe, welche Schinz auf einer italienischen Reise an Usteri gerichtet, sind nicht ganz ohne Interesse, da der bekannte Betrüger und Verfasser des Textes zu der berühmten Hamilton'schen Vasen-Sammlung, d'Hancarville, darin eine Rolle spielt.

Außerdem enthält die Sammlung drei französische Briefe des Herzogs L u d w i g A u g u s t v o n W ü r t t e m b e r g aus den Jahren 1764/65, zwei von J o h. v. M ü l l e r, aus Schaffhausen, vom Jahre 1773, und noch einige vereinzelte von andern Persönlichkeiten, die hier für uns nicht in Betracht kommen.

Gehen wir nun zunächst den Spuren Winckelmann's in diesen Briefen nach. Schon bevor Usteri, der erste Zürcher, den Winckelmann persönlich kennen lernte, nach Italien geht, tritt das Interesse für Winckelmann mehrfach im Briefwechsel hervor; begreiflich, daß dasselbe zu lebhafte Neugier wird, als Usteri nun in Rom das Glück hat, ihm näher zu treten. „Sie werden jetzt“, schreibt Fuefli am 4. Dezember 1760, „schon

Winkelmann gesehen haben; geben Sie mir Nachricht von dem Avancement seines Werkes über den Heitrurier Styl; es soll jedem Deutschen an diesem Werke liegen. Ich hätte in meinem Leben mir drey Bekanntschaften, und alle drey Züricher, gewünschet: Klopstock, Rousseau Genevois, und Winkelmann; aber Winkelmann ist ein lockrer Vogel, nicht wahr?"

— Müscheler schreibt am 31. März 1761: „Ich bin dankbar für die Nachrichten von Winkelmann, aber nicht ganz dankbar; ich fordere etwas mehr. Sagen Sie mir nicht vieles, das ich aus seinen Werken weit nachdrücklicher lernen konnte, und haben Sie nicht vieles vergessen, das man aus dem persönlichen Umgang allein erfahren muß? Welches sind seine Lieblings-Schriftsteller unter den Deutschen, unter den Franzosen? In was für Stellen findet er die größte Erhabenheit, den feinsten Wohlklang? was für Kupferstiche zieht er andern vor? Kurz, dergleichen Sachen, von denen Sie mir an einem stillen, vergnügten, freundschaftlichen Abend erzählen würden.“ Und Sal. Gessner schreibt am 10. April 1761: „Ich hätte längst schon an Herrn Winkelmann schreiben sollen; entschuldigen Sie mich bey ihm, daß ich so lange gezögert habe, ihm zu sagen, wie ausnehmendes Vergnügen mir sein Brief (vom 17. Januar 1761) gemacht hat. Ich bin sehr ungeduldig, sein Werk von dem Stossischen Cabinet zu sehen, ohne Zweifel bringen Sie ein Exemplar davon mit, und eben so sehr wünsche ich das Manuscript des Herrn Mengs bald zu sehen, wie fürtrefflich muß das Werk seyn, wenn einer der größten Künstler mit einem Winkelmann sich vereinigt, die Theorie der Künste in helleres Licht zu setzen.“ —

Als dann Fuefli seine Reise nach Rom plant, erbietet sich Winkelmann bereitwilligst, ihm seine Zeit zu widmen. „Die freundschaftliche Art“, schreibt Fuefli 22. Februar 1763, „mit welcher der großmuthige Winkelmann in Briefen an Sie sowohl (vom 27. November 1762 und 17. Januar 1763) als in dem verbindlichen Billet an mich (vom 29. Januar 1763) meiner gedacht, kann ich ihm mein Lebtag nicht anderst vergelten als mit Dankbarkeit: die einzige Huldigung, welche Seelen, wie die seinige, fodern. Wehrter Gedanke! den Mann von Angesicht zu

Angesicht zu sehen, der den Vaticanischen Apollo so lebhaft fühlt; wer ihn so fühlt, wie Winkelmann, muß selbst mit Gedanken erfüllt seyn, die des Gottes der Weisheit würdig sind.“ Und nachdem Windelmann in Folge seiner neuen Stellung als Oberaufseher der Alterthümer in seiner Zeit beschränkt worden ist, aber doch gegen Usteri (16. April 1763) verspricht, sich Fueßli's so viel als möglich anzunehmen, schreibt dieser (31. Mai 1763): „Das will viel sagen, wenn Winkelmann um meinetwillen sein Gelübde (nämlich keinen Fremden mehr in Rom zu führen) nicht so strenge halten wird, meine Verbindlichkeiten gegen ihn werden alle Tage größer, und gegen Sie, der mir seine Bekanntschaft erworben haben.“ — Endlich kommt es zu der lange geplanten Reise; und nun schreibt Fueßli aus Rom am 24. Dezember 1763 in hellem Jubel: „Höher können meine Wünsche nicht mehr steigen; mein Glück ist vollkommen: Ich bin in Winkelmanns Armen. Noch bin ich wie bezaubert, ich wandle unter den Ruinen des alten Roms und mitten unter den Denkmahlen ihrer Helden, sie erfüllen meine Seele am Tage mit hohen Gedanken, und des Abends steigen sie vor mir im Traume auf. — Wachend oder schlaffend wohne ich nur in Tempeln von Göttern, und Marmor predigt mir Weisheit. — Jetzt sitz ich an der Quelle alles dessen, was groß und schön ist, und Winkelmann erklährt mir ihr geheimnißvolles Murmeln. — Bald erklährt er mir mit philosophischer Deutlichkeit den verschiedenen Geschmack der Nationen, ihre verschiedenen Epochen, steigt von Gattungen zu Arten und von diesen zu einzelnen Dingen herunter, und ein Geist, schwächer als der seinige, folgt ihm dennoch, ohne sich zu ermüden, denn er weiß, in welcher Ordnung er vortragen muß, damit sich die häufigen Ideen nicht verwirren und eine die andere zu gehöriger Zeit wieder erweke. — Aber nach und nach erhebt sich sein Geist und ergießt sich über sein ganzes Gesicht aus, seine Augen werden blinkender, und er scheint begeistert wie sein Schutzbott, der Vaticanische Apollo; und in diesen Entzückungen, woren ich mit hingerissen werde, irren unsere Augen auf idealischen Schönheiten herum, sehen aber nur das Gröbste, das übrige empfindet die Seele.“ Und Ende Januar oder Anfang Februar 1764 schreibt er: „Immer wird mir

Winkelmann theurer. — O mein Lieber, er hält sein Wort nicht, daß, wie er sich einst gegen Ihnen ausdrückte, Füssli in Genf unter seiner neuen Chargenleiden müsse. Er thut mehr für mich, als Sie und Ich selbst begreissen kan. Sein Verstand ist groß, aber sein Herz ist noch größer.“ Der gleiche Brief berichtet von dem Franzosen Watelet, dem Verfasser des unbedeutenden, aber von seinen Landsleuten sehr geschätzten Lehrgedichtes « L'art de peindre », worin er die größten Albernheiten über antike Kunst gesagt hatte. Dieser Mann kam damals nach Rom, und Winckelmann erwähnt ihn in seinen Briefen öfters. Hier bei Füssli heißt es von ihm: „Watelet ist in Rom mit der Frau La Comte und einem Docteur de Sorbonne, einer Race Leuthe, die mir seith dem verurtheilten Emile eben so verächtlich vorkommen wie Anitus und Melitus (d. h. Anytos und Meletos, die Ankläger des Sokrates). — Watelet ist ein gesellschaftlicher Mann, und er hätte von Winckelmann gerne Unterricht angenommen, wenn ihn nicht die seichten Glieder der hiesigen französischen Akademie verführt hätten. — Winckelmanns Anerbietungen gegen ihn waren außerordentlich großmütig; aber Watelets Aufführung war am Ende außerordentlich unverschämt. Im übrigen zeigte ihm Winckelmann, als wir das erstemahl mit ihm in die Villa des Cardinals gingen, daß die Faunen keine ungestaltete Ungeheuer, sondern idealisch schöne Hirten-Naturen seyen, die sich nicht durch ihre Häßlichkeit, sondern durch ihre ungekünstelte Einfalt unterscheiden. Ich laufte Watelet mit seinen Franzosen in der Stadt herum und — macht Croquis.“ — Bemerkenswerth ist in einem Briefe vom 28. März 1764 eine Neuherzung über den Kunsthistoriker Hagedorn (den Bruder des Dichters), weil offenbar Winckelmann dafür die Quelle ist: „Wie ich höre, so ist man in Dresden gegen ihn (nämlich Winckelmann) aufgebracht, und Hagedorn, der Herr Aufseher über das Churfürstl. Cabinet, sein ehemaliger Freund (der sich noch icz darzu bekennt, aber wie ein Mensch, der vom Magenkampf gequält ist, mit Grimacen) ist ein Halb Patriot in der Republik der schönen Künste. Er heißt in einem Brief an einen seiner Freunde Winckelmann und Mengs Tyrannen in den

Künsten. — So nannten die Spartaner am End ihrer Republik den Lycurg auch.“ — Winckelmann, der um jene Zeit Fueßli nach Neapel begleitete, hatte damals die Absicht, noch im selben Jahre Zürich zu besuchen. Schon am 20. Februar 1764 heißt es: „es ist noch um einen Schritt zu thun, so ist Winckelmann entschlossen, mit mir auf Zürich zu kommen“; am 28. März wird für den Herbst ein Zusammentreffen mit Usteri am Lago maggiore geplant. Am 25. April ist die Reise noch unentschieden, bis Fueßli am 26. Mai meldet, Winckelmann könne Rom doch nicht verlassen, weil er wegen seiner Unwertschaft auf das Scrittorat an der Baticana zugegen sein müsse, da man ihm sonst Streiche am päpstlichen Hofe spielen könnte¹⁾.

Ich habe in meinem Aufsätze über die Winckelmannischen Briefe auf die in Zürich gedruckte Schrift von Mengs „über die Schönheit und den

¹⁾ Ich bin durch die Güte des Hrn. Bibliothekar Dr. Horner in den Stand gesetzt, an dieser Stelle zwei bisher ungedruckte Briefe Winckelmann's, die neuerdings sich in der Zürcher Stadtbibliothek gefunden haben (leider zu spät, um noch in meiner neuen Ausgabe der Briefe Winckelmann's an die Zürcher Platz zu finden), mittheilen zu können. Sie stammen aus der oben besprochenen Zeit und betreffen beide Hans Heinr. Fueßli. Der erste ist an dessen Vater, Hans Rudolf Fueßli, gerichtet (Adresse: Herrn Herrn Fueßli in Zürich) und lautet:

Rom den 18. Februar 1764.

Mein Herr!

Einem so edlen Jünglinge, wie Ihr geliebter Sohn ist, Unterricht geben zu können, ist mir so lieb als etwas würdiges geschrieben zu haben. Wenn ich ein Lehrer der Weisheit, wie der Alterthümer, seyn könnte, würde ich mit dem Sokrates sagen: es ist besser, auf das Herz der Jünglinge schreiben, als auf Papier.

Ich begleite denselben nach Neapel, und bin versichert, daß kein Fremder so gelehrt, als er, zurück kommen werde.

Mir ist mehr zugefallen, als ich hoffen können; aber des Genusses der höchsten menschlichen Glückseligkeit, einen solchen Sohn erzeugt zu haben, bleibe ich herant, wogegen ich Rom und Neapel, ja ganz Italien vertauschen wolte.

Den 21ten Abends werden wir des glücklichen Vaters Gesundheit in der besten Lagrima trinken; eine andere wird dem Genius unseres Fueßli zuge-

Geschmack in der Malerei" hingewiesen und die daran sich knüpfenden Mißhelligkeiten besprochen. Auch hierüber erhalten wir aus den Briefen dankenswerthe Aufklärung. Ich führte schon oben eine Stelle aus einem Briefe von Gessner an, worin von dieser Schrift, die damals aber noch erst erwartet wird, die Rede ist. Am 27. April 1761 schreibt Fueßli an Usteri nach Rom: „Ich glaube, Du hast Steinbrücheln ein Capitel von Mengs über das Schöne zugeschickt, ich ersuche Dich, nichts mehr

bracht werden, u. Gessner u. Usteri werden mit eingeschlossen seyn. Ich bin mit beständiger Ergebenheit

Mein Herr!

Yhr gehorsamst ergebenster
Diener
Winkelmann.

Das zweite Schreiben ist ein Empfehlungsbrief für Fueßli an den P. Theatiner Paciaudi (1710—1785), einen bedeutenden Archäologen. Adresse: Al Rmo Padne Colmo H. P. Paolo Paciaudi, Bibliotecario di S. A. Reale, Parma.

Roma li 29 Maggio 1764.

Carissimo amico,

La prima occasione di comparirvi davanti con raccomandazioni mi porge il Sgre Enrico Fuessli di Zurigo ne' Svizzeri, il più degno soggetto fra quanti non dico della mia Nazione, ma di tutti i forestieri, che io abbia mai trattati; erudito assai più di qual che comporta l'età sua, e particolarmente nel Greco, di finissimo discernimento, di buon gusto e d'una candidezza di costumi veramente angelica. A tante rare qualità di cui egli è dotato, ho procurato di rispondere colla maggiore attenzione alla persona sua ed a' suoi studj nelle belle Arti, per più di sei mesi continuati a Roma, ed io posso assicurarvi che non v' è Antiquario che conosca i tesori dell' Arte degli antichi e di moderni meglio di lui, e che li abbia considerati ed esaminati con più ponderazione, e con più vivo e delicato sentimento. Jo resto persuaso della Vostra da me sempre venerata amicizia, che sarete per gradire questa mia confidenza, e che riceverete il mio raccomandato quale egli merita, rassegnandomi con eterna ed inviolabile divozione

Il tutto Vostro
Winkelmann.

nach Zürich darvon zu schicken, denn das Manuscript kommt vor meinen Vater. Pfarrer Steinbrüchel lauft damit von Haus zu Haus, ich ersuche Dich, mache, daß ich Deiner schonen kann, es könnte Folgen haben.“ Es hatte in der That welche; am 30. Juni 1761 schreibt Fuezli wieder: „Steinbrüchel, der Metaphysiker, findet in Menges Schrift Galimatias und Träume, und Steinbrüchel der Poete, im Meßias Mizklang. Nicht vergebens sind seine Noten so copios.“ Das Resultat war, daß Windelmann die Schrift zurückforderte (Brief an Usteri vom 3. Oktober 1761), was freilich dann wieder zurückgenommen wurde. Denn trotz Steinbrüchel's Verdict verkannte man in Zürich doch nicht den Werth der Schrift. „Sie glauben nicht,“ schreibt Sal. Geßner 1. September 1761 an Usteri, „wie wunderbar stolz Füžlin auf das Manuscript des Mengs ist; das Werk ist fürtrefflich, indeß glaubt er, die Buchhändler sollen auf allen Bieren vor ihm kriechen, indeß sind noch keine Anstalten zum Druck gemacht aus seiner eigenen Schuld; in der Welt ist nur Wille (der Kupferstecher Johann Georg W., 1715—1808) gut genug, die Vignetten zu machen (über was für Haustüren hat wohl Raphael das Hauszeichen gemahlt?) Windelmann schreibt mir indeß schon zweymahl (20. Juni und 28. August 1761), — sie wollen keine Kupfer, und in seinem letzten Briefe hofft er, es werde bald fertig seyn. Füžlin hat vor einigen Wochen mir gesagt, er denke, er woll es selbst in Verlag nehmen; auf das hin hab ich kein Wort mehr gesagt, und er nicht, er flucht ganz erbärmlich auf Sie und auf mich, und sagt, wir haben hinterlistiger Weise das Manuscript des Mengs selbst erhalten wollen; es sind offensbare Lügen, und es müßte mir mehr daran gelegen seyn, ob Füžlin gut oder übel von mir denkt, wenn ich mich bey ihm rechtfertigen müßte. Doch dieß unter uns.“ Man ersieht aus diesen Stellen, welchen Staub diese Affaire auch in Zürich aufwirbelte.

Daz bei der großen Verehrung der Zürcher für Windelmann seine Briefe als ein werthvoller Besitz betrachtet wurden, ist sehr begreiflich. Usteri lieh die seinigen im Jahr 1773 an Joh. v. Müller, der sie ihm (11. September 1773) „unversehrt, vollständig, unkopirt, treulich, ohn'

alle Gefährde, sine maleficio, sine omni dolo malo" zurückzugeben verspricht. Müller gab sie dann weiter an Bonsteiten; über die Briefe selbst aber bemerkt er (21. November 1773): „seine Briefe sind geschrieben in der Schreibart des Genies, seine Seele war nicht so weich und weibisch zärtlich, männlich stark, nervenvoll war sie.“ Die Briefe Winckelmann's an Mechel ließ sich Usteri schon im Jahr 1773 behufs Publikation schicken, nachdem er sie (wie aus einem Briefe Mechel's vom 31. März 1774 hervorgeht) schon vorher einmal entlehnt hatte; gerade damals hatte auch Fried. Gust. Niedel in Wien, der Herausgeber der zweiten Auflage von Winckelmann's Kunstgeschichte, um Uebersendung der Mechel'schen Briefe nachgesucht. Mechel correspondirt dann mehrfach mit Usteri über die Publikation der Briefe, über das zu wählende Format, Beifügung der Namen der Adressaten, Beigabe eines Portraits u. s. w. (6. April 1774); er räth aber, in Uebereinstimmung mit Usteri, nicht zum wortgetreuen Abdruck (30. April 1774): « il faudra editio expurgata, surtout les articles des grands et de la Nation germanique dehors, cela n'intéresse personne et fait des ennemis. Notre grand ami a eu comme son Hercule favorit de très foibles cotés, et nous entreprendrions ouvrage vain de le défendre, de le justifier entout. » Der Druck erfolgte jedoch damals noch nicht; am 31. Dezember 1777 schickt Mechel die Briefe nochmals, erbittet sie sich aber bald zurück, um sie auf seine Wiener Reise mitzunehmen. Er billigt die Dedication an den Grafen Firmian: „ich hätte war lieber dazu, so brav er auch ist, einen Schweizerischen Mann sehen mögen — allein einen Firmian mit gleichen Fähigkeiten und Liebe zu den Wissenschaften wüßte ich nicht, also sey's ihm zugeschrieben.“ Für die Anordnung macht er etwas abweichende Vorschläge gegenüber der von Usteri gewählten chronologischen Reihenfolge; und über die damals eben erschienene Dafzdorf'sche Sammlung von Winckelmannbriefen bemerkt er: „Die Stellen, wo in Dafzdorf's Sammlung der Schweizer, unseres Füsslins und des ehrlichen redlichen Prof. Schoepflins in Strasburg gedacht ist, so à la cavaliere, können mich immer ärgern; Dafzdorf war unvorsichtig, diese Stellen und

noch mit Beysetzung der Namen zu geben, und unser unvergeßlicher Freund war übereilt und schwach, sie zu geben (lies vermutlich: schreiben) — auch hier schließt Homer.“ Wahrscheinlich sind die Stellen gemeint, in denen Winckelmann, namentlich über Heinrich Fueßli's Saumseligkeit im Schreiben, sich in etwas harten Ausdrücken über dessen Undankbarkeit beklagt.

Damit verlassen wir die Winckelmann und seine Briefe betreffenden Verhältnisse, um uns nach dem anderweitigen Inhalte des Usteri'schen Briefwechsels selbst etwas umzusehen. Einiges Licht fällt dabei auch auf den Empfänger, L. Usteri selbst. Merkwürdig, obgleich in jener Zeit keineswegs vereinzelt, ist die universelle Bildung des Mannes, seine vielseitigen Interessen, die die mannigfältigsten Gebiete der Naturwissenschaften, der Philologie, Litteratur, Aesthetik, Philosophie u. s. w. beschlagen. Daß die Litteratur dabei im Vordergrund steht, ist bei der ungemeinen Bedeutung, welche dieselbe damals in der Zeit ihres neuen Aufblühens hatte, sehr natürlich. Eine wichtige Rolle spielt in einem Theil der Briefe die neue, umgestaltete Ausgabe des Messias; Felix Nüscherl schreibt ihm längere Stellen daraus ab, Fueßli theilt Varianten mit u. s. w. Ueberhaupt ist Klopstock, trotz seiner bekannten Differenzen mit Bodmer, immer noch ein Gegenstand hoher Verehrung und allgemeinsten Interesses für die Zürcher. In dem Brouillon eines Briefes an Nüscherl, nach Paris vom 22. Juni 1759, schreibt Usteri: „Sie vernehmen noch wohl gerne die Geschichte Klopstocks. Er hat nun die hinterlassenen Schriften seiner Gemahlin publicirt. Ich will hier abbrechen und heimgehen unter den Schatten der Bäume am Rande des Wägers, und will mich dem Schmerz und der Trauer überlassen, und dann beym ersten widerkommen will ich meinen Brief vortsezzen.“ Dann fährt er fort: „Ich hab es gethan: und ich zweifle, ob ich jemahls mit mehr Aufmerksamkeit gelesen, und in was für einer Absicht ich sie am meisten loben soll. Soll man daraus lernen die Affekte kennen und schildern? Oder soll (man) ein Muster von Freundschaft und ehelicher Liebe und Zärtlichkeit bewundern und nachahmen; oder sich zu einer solchen Geduld und Standhaftigkeit im

Tod ermuntern. Diese und noch mehrere Absichten sind gewiß hierdurch erreicht; ohne Thränen der großen Wehmuth ist es schwer, dieses Buch zu lesen. Und Klopstocks Verlust reißt ein völlig zum Mitleid hin. So schöne, poetische Gemählde, als sich der beste Dichter von solchen Umständen mahlen kann, und die so schön sind, daß man sie deswegen für Träume hält, finden sich hier erfüllt. Glückliches Zeitalter, wenn so viele Bilder, so viele Schöhnheiten, die jetzt noch Träume scheinen, zu wahrhaften Erzählungen werden" u. s. w. — Eine neue Ode von Klopstock war dazumal ein Ereigniß, von dem alle Welt sprach; diesen Umstand benutzte der junge Fueßli, damals ein übermüthiger Bursche von 15 Jahren, um die guten Zürcher durch eine von ihm in Klopstocks Manier verfaßte und in den „Fremdmüthigen Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen“ vom Jahre 1760, St. XXVII, S. 210 ff., unter Klopstocks Namen abgedruckte „Ode an Meta“ zu mystificiren. Es ist ergötzlich, die Berichte hierüber zu lesen. „Noch eine Rarität!“ schreibt Steinbrüchel am 4. Juli 1760 an Usteri. „Es ist in den letzten fremdmüthigen Nachrichten in Klopstocks Namen eine Ode erschienen, worinn er sich rechtfertiget, daß er nach so vieler Liebe gegen seine ehemalige Fanny dennoch Meta gewählt habe. Man läßt ihn die Zukunft sehen, wo sich's zeiget, daß er sich in seiner Meinung betrogen habe und daß nicht Fanny, sondern Meta für ihn geschaffen gewesen. Das ganze Stück ist ein poetisches Egarement und gewiß nicht von Klopstoken. Denn von den häufigen Unrichtigkeiten des Sylbenmaßes und dem Mangel des Planes, der in allen Klopstolischen Oden so vorzestlich ist, auch von dem Mangel des neuen in der Ersfindung und dem Ausdruck, die jedes seiner Stükke characterisiren, von dem allem nichts zu sagen, ist es ganz nicht glaublich, daß Klopstok die Welt wieder an ein Begegnis erinnern sollte, welches er lieber aus seinem eignen und der Welt Gedächtnis austilgen zu können wünschen muß; und der Verfasser hat ihm gewiß mit dieser ungebettenen Vertheidigung einen schlechten Dienst erwiesen. Man sagt mir, Herr Nüseler seye der Autor. Ich hoffe aber zu seiner Ehre, daß er es nicht ist. Denn ich halte es für ganz

unerlaubt, sich über die persönlichen Begegnissen eines Schriftstellers in seinem Nahmen unberufen vor aller Welt herauszulassen, wo er selbst zu schweigen für gut gefunden hat. Man sagt mir auch, daß Bodmer und Breitinger übel zu sprechen seyn.“ Aber Bodmer ließ sich doch anfangs täuschen, wie aus Füszli's eigenem Berichte hervorgeht. „Aber der Lerm“, schreibt er am 8. Juli 1760, „den diese arme Ode gemacht hat! — Bodmer gab mir ein Exemplar im Platz — mit einer nachdenkenden Mine — ich kam zu ihm — Sie ist von Klopstok, das ist gewiß, sagte Er. — Herr Breitinger hatte die Schrift als Corrector, er entzann sich den Buchstaben auch schon gesehen zu haben; aber er konnte sich nicht erinnern von wem. Bodmer laß uns bey Nüscher Friedrich von Toggenburg; ehe ich kam, gab er die Ode Lavater und Nüscher, sie ist von Klopstok, eine solche Ode mußten wir haben, ihn wegen seiner Verfassung Fannys zu rechtfertigen — so sprach Er. Der Skrupel war nur, wie sie in die Nachrichten gekommen wäre? Vielleicht aus einem Journal. Heut treff ich ihn an mit Geßner. Herr Nüscher soll die Ode gemacht haben, sagte Er — Füszli im Buchladen sagt, Er habe sie von ihm — Verflucht! Der Schurke von einem Seizer! ich versicherte ihn auf meine Ehre, daß Nüscher sie nicht gemacht hätte — das konte ich. Und zu gutem Glück landeten wir an der Chorherren Treppe, — denn hätt' Er weiter davon gesprochen, so hätt' ich mein verwünschtes Gelächter unmöglich halten können.“ — Schließlich kam denn der richtige Verfasser an den Tag. Nüscher schreibt an Usteri am 15. August 1760: „Sie werden wissen, daß die Ode ihren Verfasser nunmehr gestehet. Herr Heidegger et comp. [die Verleger der Freymüthigen Nachrichten] haben Herren Füszli sonderbaren Dank in aller Nahmen abstatten lassen, und ihn zugleich freundunterthänigst eingeladen und gebeten, mit solchen Sachen fortzufahren.“

Neben Klopstok spielt dann freilich die anderweitige deutsche Litteratur keine große Rolle. Wieland wird ein paar mal erwähnt; er arbeitet gerade an der Uebersetzung des Shakespeare; ferner Bachariae und dessen „Schöpfung der Hölle“; sodann Lessing, dieser freilich in einer Art, daß

man erkennt, wie wenig derselbe den Züricher Kunstrichtern sympathisch war. So schreibt Steinbrüchel am 4. Juli 1760: „Hätten Sie wohl jemals geglaubt, daß Lessings Philotas in Jamben übersetzt, daß seine Fabeln über Aesops erhoben, oder seine critische Abhandlung über dieselbe, als eine tiefsinnige Schrift würde bewundert werden? Und doch ist dies alles geschehen, und von wem meynen Sie wohl? — Das erste von Gleim, mit einer Zueignungsschrift an die Prinzessin Schwester des Königs von Preußen, worin Sie gebeten wird, einen Helden vor Ihren Augen sterben zu lassen, der ein Nachbild Ihres Bruders und anderer preußischer Helden sey; das zweite und dritte aber von Kramern in einem neuen Theile des Nordischen Aufsehers.“ Hier hört man Bodmer's Abneigung gegen Lessing heraus; hatte Bodmer doch ebenso gegen den Philotas wie gegen die Lessing'schen Fabeln sich wiederholt sehr absprechend und zum Theil mit bitterm Hohne geäußert. Der versificirte Philotas Gleim's war freilich eine arge Geschmacklosigkeit. Uebrigens billigten die anderen Züricher das Auftreten Bodmer's in seinem gegen den Philotas gerichteten „Polytimet“ und in der Schrift „Lessings unäisopische Fabeln“ keineswegs. Steinbrüchel schreibt am 10. September 1760: „Herr Professor Bodmer hat einen Brief von Herrn Sulzern, worin er ihm, jedoch ohne in einen Detail hineinzugehen, berichtet, daß Lessings Philotas bereits gegen Polytimet einen Vertheidiger gefunden habe, und daß man sich vergeblich Rechnung mache, daß Gleim wider Lessing auf seine Parthey treten würde. Ich wollte, dieser Streit wäre entweder ganz unterblieben, oder wenigstens auf eine bezere Art, und mit weniger Bitterkeit geführet worden, als in Herrn Bodmers Lessing'schen Fabeln geschehen ist. Herr Breitinger denkt auch selbst also. Er denkt nicht so klein von Lessing und er hat mir in einer vertraulichen Unterredung gestanden, daß er Herrn Bodmer bereits vor einigen Jahren angeleget habe, Lessingen besser zu begegnen und ihn in Güte auf die Parthey des guten Geschmaks zu bringen. Er wiße nicht, setzte er hinzu, was für Gründe Herr Bodmer gehabt habe, seinen Rath zu verwirren, aber ihn dünke es, das seyn Bella nulos habitura triumphos. Man hätte

die Sachen nicht so sehr übertreiben sollen.“ — Ganz kurz schreibt Nüscheler am 21. Januar 1761: „Leßing ist Schreiber eines Herrn [gemeint ist die Sekretairstelle beim General Tauenzien] und wird nicht mehr viel in die Welt hinaus schreiben; Maxander [ist das identisch mit Hermann Axel, dem Pseudonym, unter dem Bodmer seine eigenen Fabeln veröffentlicht hatte?], sagt er, kan mich nicht ruhig lassen, er parodiert meine Fabeln, und man parodiert niemahls etwas schlechtes.“

In ähnlicher Weise hatten die unfehlbaren Ketzerrichter der „Freymüthigen Nachrichten“ Uz vor den Kopf gestoßen. „Herr Uz“, berichtet Steinbrüchel in seinem ersten Briefe, „hat ein Gedicht über die Kunst stets fröhlich zu seyn herausgegeben, das in der That leseenswürdig ist, und es würde es, meines Bedenkens, ohne die allzu häufigen Wiederholungen, die darin vorkommen, noch mehr seyn. Selbst Herr Bodmer, der, wie Sie wissen, allin unbillig gegen Uzen ist, gestehet, daß es gut ist. Und dieses Geständnis hat, wie mir deucht, um so viel mehr auf sich, da Uz in einer beygefügten Abhandlung ziemlich cavallierisch von ihm redet. Er beschwert sich nämlich über Duschens Schmähungen, womit er seinen Sieg des Liebes-Gottes angegriffen, und sagt, daß er damit nichts anders gewonnen hätte, als daß er sich mit den Zürichern wieder aussöhnern könnte. Es würde aber lustig lassen, zu sehen, wie sie ihn in ihren freymüthigen Nachrichten, wieder suchen würden ehrlich zu machen, nachdem sie ihn zu den Dunsen hinabgestoßen. Dergleichen Verwandlungen aber wären ihnen nichts neues. Er selbst sey ein Beispiel davon. Man habe ihn ehemals Hagedorn und Gleim zugesellet, und er seye nicht eher ein elender Sribent geworden, bis er angefangen habe, nicht die Hochachtung gegen gewiße biblische Epopoeen zu äußern, die man von einem geschmeidigen Schüler erwartet habe sc. sc. Er verachte aber ihren partheischen Tadel, wie ihr interessirtes Lob.“ — Aber auch dem neuesten Werke Uzens ging es nicht besser. „Man hat sein neues, vortreffliches Gedicht“, meldet Steinbrüchel im nächsten Briefe, „auf eine sehr hämische Art in den freymüthigen Nachrichten [es ist im XXIX. Stück des Jahrgangs 1760] recensirt, und weil man außer

Stand gewesen, etwas geradezu dawider zu sagen, so hat man alte Vorwürfe wieder aufgewärmt und ihm das unmoralische in seinen Liedern zum Verbrechen gemacht. Wäre hier nicht die schönste Gelegenheit gewesen, eine critische Unpartheyleylichkeit vor aller Welt zu zeigen, indem man Uthen hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen! Wie viel besser würde das gestanden haben!"

Ueberhaupt zeigt Steinbrüchel sich gegenüber den Züricher Kritikern ziemlich vorurtheilsfrei und selbstständig, und fern von der unbedingten Bewunderung ihrer eigenen poetischen Erzeugnisse. „Herr Bodmer“, schreibt er in dem eben angeführten Briefe, „hat mir schon einige Mahle Stücke von seinem verbesserten Noah vorgelesen. Er hat in der That manches anstößige Bild, manche zu übertriebene Metapher, manche Stelle cui non erat hic locus ausgemustert, allein es bleiben immer noch genug zurück. Ich habe ihm mit der nöthigen Bescheidenheit hierüber meine Meynung zu verstehen gegeben, und er hat mich mit einer Gelassenheit angehöret, deren man nicht allemal von ihm gewohnt ist. Er hat Verschiedenes sogar ausgestrichen. Ob aber sein Noah mit aller Vortrefflichkeit, die er gewis hat, jemals dulce poema in Horazens Sinn werden werde, das weiß ich eben nicht. Er ist auf das Große so aufmerksam, daß ihm die kleineren Vollkommenheiten, wovon eben diese Süßigkeit entsteht, zu entwischen scheinen.“ — Daß aber im übrigen das Licht der Zürcher Poeten nicht unter den Scheffel gestellt wird, versteht sich von selbst. Wer dichtete denn damals nicht! Heinr. Fuegli schickt an Usteri verschiedene solche Proben: ein „Skolium eines Schweizers“, welches anfängt:

„Der komme nicht zu meinem Tische,
der dich, o Tell, nicht kennt;
der heiße kein Helvetier,
der dich kennt und nicht singt!

Sind es nicht heut fünfhundert Jahre,
daß unsrer Väter Stamm,
wie ich ißt thue, der Neben Strom
tyrannenfrey austrank?

Sind es nicht heut fünfhundert Jahre,
dass jeder Jüngling frey
sein Mädchen küsst? nicht schüchtern hin
nach einem Gefzler blickt?"

u. j. w. (Brief vom 9. Januar 1761). Einem andern Briefe liegt ein langes Fragment einer Ode an Usteri bei; auch ein Trauerspiel „Die Tochter Zephthas“, hat er in Arbeit (17. Oktober 1760). Auch Usteri versucht sich in pindarischen Oden, und Nüscher macht ihm darüber Complimente, nebst dem Vorschlag, anstatt „Thau am Frühlingsmorgen“ lieber den Thau einer Sommernacht zu nehmen (30. Juni 1759).

Die Persönlichkeit L. Usteri's tritt in den Briefen verhältnismässig wenig hervor. Am meisten noch in denen Füzli's, aber freilich absichtlich etwas karrikirt. Denn der junge Füzli, der gern den biderben Schweizer herauskehrt, verspottet Usteri oft wegen seines weibischen Wesens und seiner Putzsucht. Darauf zielen die metrisch sehr bedenklichen Distichen (8. Juli 1760):

„Wo bist Du jetzt, den ich sah? Dein Haar floss goldlofigt hinunter,
und ein seidenes Kleid rauscht' um die bebende Hüft;
Dich umschlossen zwon Mädchen im Labyrinth des Reifrocks,
an ihr Haupt [auf] schläng sich, anmuthsvoll Galliens Zopf
auf, wie an Griechinnen einst, und die Mantilie wallte
oft vom Zephyr verweht über den Nacken hinab.
Aber weint ihn mit mir, Idyllenschöpfische Amors,
weine Schulthezin Du ihn, wein ihn Du blankre Stofer.
Mächtig färbt nun die Loke Pariser-Pomade; gewaltig
weht der Puder ihr Gold weg, wie die Jugend der Tod.“

Füzli wirft ihm daher öfters vor, dass Usteri sich zu gern unter Damen bewege; „ein männlicher Schüler von Rousseau soll nicht in Cercles des Dames gefunden werden“ (11. September 1760). Scherzend räth er ihm sogar, den Reifrock anzulegen und selbst ein Weib zu werden, zumal er ja auch den Putz so liebt und auf seinen seidenen Rock, seine goldgestickte Weste einen hohen Werth legt, trotz seines nicht gerade

anmuthigen Neužeren, auf welches Füſli mehr als einmal ziemlich freimüthig anspielt. „Ich kan mir schwerlich überreden, daß Dir Dein Haarbeutel laſe. Sie haben ein quarré, Uſtri iſt zu gutem Essen und Trinken gebohren, das hat Deine Gesichtsharbe geraubet — und mit allem Deinem edlen Wesen (erinnere Dich, Du biſt kein ursprünglicher Schweizer) wird Uſtri eher einem Italienischen Seidenhändler, als einem Noble gleich ſehen“ (11. Januar 1761).

Es iſt bekannt, daß diese Vorliebe für das weibliche Geschlecht, welche man Uſtri in seinen jungen Jahren im Scherze vorwarf, ſich bei ihm später in ganz anderer Weife geäußert hat, indem er zuerst in Zürich den Mädchenunterricht einführte. Von diesem für uns wichtigen Ereigniß iſt in dem Briefwechsel, da derselbe größtentheils aus früheren Jahren herrührt, nur wenig die Rede; immerhin will ich die darauf bezüglichen Stellen mittheilen, da ſie uns zeigen, wie fremdartig Bielen dieser Plan Anfangs erschien. Mechel frägt sehr verwundert (9. April 1774): „Was machen Sie mit einer Frauenzimmer-Akademie? Was foll das werden? und was wollen Sie das andere Geschlecht lehren? Setzen Sie uns nur nicht der Gefahr aus, daß wir Kochen müssen, und das andere Geschlecht beständig am Pult ſitzt. Sie ſind ein Mann von einem enormen Grad von Galanterie“; und er ſchließt: „meine Frau non Academicienne empfiehlet ſich.“ Inzwischen aber ſchickt ihm Uſtri ſeinen Plan ein, und nun entschuldigt ſich Mechel (30. April 1774): « Pour ce qui regarde Votre institut, il n'est pas question de rire; si j'ay badiné d'avance, si j'ay dit quelques mots pour rire, cela n'influe point sur l'estime, que nous en a donné Votre écrit; je l'ai fait circuler et femme, amis et amies avouent, que c'est trèsbon et que pour les bons œuvres Vous estes sans compliment et ceremonies gens plus disposés que Nous, avec tous nos richards et raisonneurs. » Am 31. Dezember 1777 meldet er ſogar, daß auch in Basel ein Ausschuß der wohltätigen Gesellschaft beschäftigt ſei, einen Plan zu einer Töchterschule zu machen.

Besser als Usteri, der Empfänger, treten uns die Brieffschreiber in ihren Persönlichkeiten entgegen. Vor allen Füžli, der jugendliche, anfangs wirklich noch etwas knabenhafte Brausekopf, der sich auf alles mit feuriger Begeisterung stürzt und leicht in hellem Enthusiasmus aufflammt. Am meisten tritt das während seines Genfer Aufenthaltes in der Schwärmerei für Rousseau hervor; jede neue Schrift des Philosophen wird freudig begrüßt und gepriesen; um ihn kennen zu lernen, unternimmt Füžli heimlich, chne Wissen seines Vaters, eine Reise zu ihm nach Moitiers. Die neue Heloise, der Emile, der Contrat social werden häufig erwähnt und besprochen; und da gerade um jene Zeit Rousseau's Vertreibung aus Paris und Genf spielt, so fehlt es auch nicht an Verdammung der calvinistischen Intoleranz. Der Eindruck, den diese Maßregeln damals auf die Freisinnigen machten, spiegelt sich sehr anschaulich in einem Schreiben des mit Rousseau befreundeten Genfer Geistlichen Moultou an Usteri (vom 17. Juli 1762): « Oh que les hommes seraient haïssables, s'ils n'étaient plus insensés encore qu'ils ne sont méchants. Vous avec scu l'arrêt de Paris, vous avez scu celuy de Genève, nous nous avilissons. Les Livres de Rousseau furent brûlés par la main du bourreau, et le Conseil statua que s'il venait à Genève il serait arrêté. Cette conduite est sans exemple. On nie aujourd'huy le décret. Il fallait ne le pas fé... (undeutlich). Que Dalembert s'est trompé, nous sommes pis que des intolérants, nous allons contre nos lumières; nous voulons à tout prix qu'on nous reproche encore le bucher de Servet. Je le voyais dans les flammes qui consumaient des livres que le temps même ne detruira pas.... Mais scavez vous ce qu'a fait le Canton de Berne, à la réquisition de quelques misérables Genevois? Il a fait prier R. de sortir de ses états. Le citoyen a prévenu cet ordre, il en était sorti avant qu'il luy eut été signifié. Mon Dieu, ou est donc la liberté! elle ne trouve pas un asyle chez les Suisses même. Mon cher Usteri, vôtre païs n'imitera pas ce dangereux exemple, vous honorerez

toujours les hommes libres, auxquels la nature a départi de rares talents, et vous les acceuillirés avec un tendre respect, furent-ils rejettés de toute la terre. » So schreibt auch Fügli bei Gelegenheit des Erscheinens von Rousseau's Streitschrift gegen den Erzbischof von Paris, am 31. Mai 1763: „Zu Genf will man die Leuthe bereden, es sey nichts neues in R. Létre à Cristophe; ich finde Vieles; die wenigen Linien, wo R. die Aufhebung des Edicts von Nantes für eine Irruption in den Contract social hält, sind impayabel? Aber das interessanteste ist freylich das, was Sie angemerkt. — Eine allgemeine Religion! O Usteri, wenn wir eine solche bekämen, so würde man sich nicht mehr über die Auslegung des Artikels zanken „Eine Gemeinschaft der Heiligen“. Der vortreffliche Zwinglin hatte, wie ich glaube, eine ähnliche Idee in seiner Erklärung des Symb. Apostolic., die er an den König Franciscus geschrieben. R. erneuert diesen Vorschlag und wird aus Frankreich verjagt — aber nicht nur Frankreich, sein Vatterland selbst wünscht seinen Untergang. Verbannt von einem Gerichte, das, wenn es erleuchteter als der athenienische Pöbel, auch um so viel boshafter ist, nimmt er mit Thränen von seinem Vatterlande Abscheid und segnet dasselbe, wie Aristides. — Ohne Zweifel kennen Sie seinen Brief schon, den er an den ersten Syndic [von Genf] geschrieben. Wie glänzend ist R., seitdem er von allen bürgerlichen Banden los ein Cosmopolite ist, nicht wie andere Weltweisen aus Faulheit, sondern um gemeinnütziger zu seyn! — Aus früherer Zeit stammt eine Anekdote, die Fügli unter dem 27. April 1761 erzählt, und die ich hier einschalten will, weil sie vielleicht unbekannt ist. „Voltaire hat einen Tancred gemacht; er ist nach Paris gegangen, die erste Vorstellung zu besorgen. Bey dieser, da das ganze Theaterhaus in Thränen war, sah er im Parterre einen Menschen zwischen seinen Zähnen lachen, sah ihn spotten. Über das Phänomen entrüstet, geht Er hinunter zu ihm, und: pourquoi riez vous, Monsieur? Parce qu'il me plait. Ne voyez vous le parterre tout en pleurs? Je le vois. Il la trouve donc touchante, la Pièce . . . Et moi, je la trouve risible. Qui etes-

vous, Monsieur; je suis Voltaire ? *Et moi, je suis J. Jacques Rousseau.* Je trouve donc toujours des Rousseaux sur mes pas, und kehrt wieder voll Zorn zurück in seine Loge.“

Füzli zeigt sich namentlich darin als ein Schüler Rousseaus's, daß er überall für strengste republikanische Einfachheit eintritt und darin allerdings bis zu lächerlicher Rigorosität geht. Im Jahre 1763 läßt er anonym einen Aufruf drucken, „An mein Batterland bey Anlaß gewisser Festine“, worin er wahrhaft spartanisch gegen Bälle, Bankette und Concerte eifert. „Wohin stürzest du ? Was sollen alle diese närrische Ergezlichkeiten ? alle diese sorgfältige Zubereitungen ? — der Welt zu zeigen, daß die Sieger bey Murten und Nanci gute Geiger erzeugen, und Töchter, die verwelken, ohne Mütter zu sein, die sich erhizen, und ihre Hize nur in Laster kühlen werden.“ Und weiterhin: „Ich höre eure Concerte ; dieses frischende, dieses geschmacklose, dieses schwirrende Gewässche, und gewiß euer — Schwanengeßang, unsinnige Burger ! Das sind Schlaf-Lieder, welche die Ehre eurer Töchter zur Kammer begleiten —.“ In diesem schwülstig-übertreibenden Stile geht es fort. Natürlich nahm man dem 18-jährigen Jüngling das in Zürich übel. „Ich kan es nicht begreissen,“ schreibt er 1. August 1763 aus Genf, „daß einige eine lustige Satyre gewünscht hätten. Der Kerl ist ein Spottvogel, hätte man gesagt, es war ihm um Einfälle zu thun. — Alle dieses fällt itz weg. Ich höre zwahr, man lasse eine Gegenschrift in der Statt herum laufen, die mit den glorreichen Worten anfängt: Unverschämter Jüngling, der ferne von seinem Batterlande die Sitten desselben angreift. — Alles, was ich hierauf antworten könnte, wäre, daß der Geruch derselben stinkend genug seyn müsse, daß man ihn in Genf wittern könne.“ — Diese aus jugendlicher Ueberschwänglichkeit und Patriotismus gemischte, mehr anempfundene als natürliche Strenge macht ihn sogar zu einem Gegner der Künste in republikanischen Ländern. „Ich kan es Ihnen nicht verhalten“, heißt es unter dem 11. Febr. 1764, „ich sehe die Verzierungen in unserer Statt für ganz unnöthig an, besonders an öffentlichen Gebäuden, welche wie diejennigen, die Sie bewohnen, ein Mußter der

Einfalt und der republikanischen Strenge seyn sollten. — Aber es scheint, als wenn die Brunnen eher um der Statuen willen gemacht werden, weil man so späthe an das Vornehmste gedenkt. Ich weiß mich noch zu erinnern, da Schäfferlin dieselben im Werkhoff arbeitete — dazumahl schon empörte sich meine junge Seele, als ich sah, daß man Götter von Liebe und Wein nicht etwann für die geheimen Zimmer eines wollüstigen Privatmanns, sondern vor den Augen einer ganzen Bürgerschaft bloszustellen für öffentliche Plätze verfertigte. Hätte Schäfferlin Statuen von Schweizerhelden gewehlt, so hätte er dieselben (zu geschweigen, daß sie für uns anständiger wären) würdiger ausgeführt und ausführen können. Er hätte ihnen (wie Winkelmann von den Mönchenstatuen in St. Gallen sagt) einen Mantel oder Kürasch über die Brust geworfen und sie sitzen lassen.“ In eben diesem Sinne schrieb er schon im Juni 1763 einmal an Bodmer: „Wenn ich von einem Schweizer Politiker höre, so erwarte ich von ihm ebenso wenig Grotische, Hobbesische Sprünge, als ich von einem Dichter in der Schweiz anakreonische Lieder und von einem Bauherrn zu Zürich erwarte, daß er statt Tells und Baumgartens Cytheren und Weingötter auf Brunnen setzen lasse.“ Dieser unglückliche Brunnen ohne Wasser ist jener bekannte, welchen auch Wieland in seinen Abderiten verspottet hat. Füzzli läßt diesen Stein des Anstoßes selbst in Rom nicht außer Acht. „Zu einer Bildsäule auf die Brunnen“, schreibt er am 20. Februar 1764 von dort, „ernamse ich ohne Umschweisse und bey meinem Eyd: Wilhelm Tellen von Bürgeln und ihn vorzüglich, weil er nicht den ersten Jenner erwarten wolte, sein Vatterland zu befreien. Unsre Züricher großen Leuthe waren meistens Ehrgeizige. Ich zehle vornehmlich derselben drey. Der erste [Brun] hat uns unsere wahre Freyheit geraubt; der zweite [Stüssi] hat uns in einen Krieg gestürzt, weil sein Sohn zu dumm war, den Höfling am Rapperschwiler Hof zu machen. Und der dritte [Waldmann] ist nicht ganz ohne Ursache, aber nicht um der wahren Ursache willen enthauptet worden. — Andre edre aber unbekantre würden kein auffsehen machen. Tell müßte wie ein

Apollo vorgestellet werden.“ Letzterem Ideal entspricht freilich der Alt-dorfer Tell in sehr geringem Maße.

Dieses starke patriotische Gefühl Füžli's zeigt sich auch sonst bisweilen in solchen Neuerlichkeiten, die uns seltsam erscheinen, die aber gerade bei der Jugend, die viel darauf hält, die innere starke Empfindung auch äußerlich energisch zu betätigen (das wunderliche Gebahren der deutschen Jugend nach den Freiheitskriegen beruht ja auf dem gleichen Grunde) sehr natürlich ist. So schreibt er am 2. Dezember 1762: „Mörikofer hat ein Petschaft für mich in der Arbeit. Ein alter Schweizer ist der Schilthalter. Ich kan es nicht leiden, wenn nicht alles an mir den ehrlichen Eidsgenossen verräth.“ — Immerhin entschließt er sich, als er seine italienische Reise antritt, etwas von seiner republikanischen Strenge abzugehen. In einem Briefe vom 1. August 1763 ersucht er Usteri um Winke für den Besuch von Turin und Mailand und fährt dann fort: „Ich wünschte ferners, daß Sie sich zu Kleinigkeiten herabließen — von der Art, wie man sich in Kleidern, im Train de vie, im Umgange aufführen müßte. Trutz aller meiner strengen Grundsätze weiß ich nur gar zu wohl, daß es eine große Wahrheit Ihres Rousseau] sey, daß man um die Welt zu kennen, in einige ihrer Thorheiten eintreten müsse.“ Und im folgenden Brief (August 1763) geht er noch mehr in's Detail: „Noch einige Kleinigkeiten, die ich als ein ehrlicher Schweizer fast erröthe zu erfragen, und die fast unverschämt sind Sie zu fragen. — Wenn wir größere Herren als wir sind besuchen, haben wir Gegen-Visiten zu erwarten? — wie muß man sie empfangen, wie weit begleiten? — wenn man an Mahlzeiten geladen wird, darf man allemahl gehen? — muß man gewissen Leuthen dergleichen Höflichkeiten, wie z. B. Gastereyen sind, erwiedern? — ich kan vor Lachen nicht mehr fortfahren.“ Welche Rathschläge ihm Usteri hierüber gegeben hat, wissen wir nicht; wohl aber, daß ihm derselbe wichtige Winke, wie er auf seiner Reise Land und Leute, Kunst und Natur beobachten solle, ertheilte. „Ich verstehe Ihren Entwurf vollkommen gut“, schreibt Füžli im April 1763. „Sie wollen nicht, daß ich von allen Stätten eine genaue Erzählung ihrer Regierungsart

mache, sondern daß ich vielmehr überhaupt dem Geist derselben nachspüre. — In Ansehung der Werke der Kunst wollen Sie nicht, daß ich ungeheure Verzeichniße mache — sondern daß ich vielmehr zur Nachahmung W.[indelmanns] Beschreibungen von den Chef d'œuvres der alten und neuen Kunst mache — aber vielleicht — —

Wie ein Rabe vergebens Jupiters göttlichem Vogel nachkrächze.“

Trotzdem war die Kunst für ihn nur Nebenzweck auf dieser Reise, und wenn er auch in Rom durch Winckelmann's Umgang tiefer in dieselbe eingeführt wurde, so hat er doch nie die Absicht gehabt, sie zu seinem Hauptstudium zu machen. „Und wie, mein Freund“, schreibt er am 22. Februar 1763, „glauben Sie, daß ich jemahls mit Vorsatz den Haupt-Endzweck meiner Reisen aus den Augen sezen werde? Glauben Sie, daß das Studium der Künste etwas anders seyn soll, als ein Mittel, den Geschmack zu verfeinern; denn ich halte es für ein untrügliches Principium, daß das Gefühl des Schönen und der Tugend eine und eben dieselbe Schule sey.“ Diesen Vorsätzen entsprechen denn auch die Beobachtungen, die wir in seinen auf der Reise geschriebenen Briefen finden, obgleich dieselben nicht zahlreich sind. Das Leben des Volkes, die Sitten, Trachten u. dgl. interessiren ihn vornehmlich. Schon von Zürich aus hatte er sich einst (3. Juli 1760) eifrig bei Usteri erkundigt, wie der Kopfputz der Mädchen zu Genf ausschehe, mit der von tiefer Sachkenntniß zeugenden Bemerkung: „wenn ich Ihnen sage, daß Zieglerinn hier die besten Flechten, und Stokerinn die besten Nöllen und Römerinn das artigste aufgestrichene Haar hat, so rede ich eben so sicher und metaphysisch gewiß, als Winckelmann, wenn er von der Grazie handelt.“ So fordert er auch, als Usteri in Turin ist, derselbe solle ihm die Piemonteser Mädchen und ihren Putz beschreiben (17. Oktober 1760). Er selbst trat seine Reise im September 1763 an und ging zunächst über den Mont Cenis nach Turin; der Weg über den Mont Cenis ward ihm durch Regen etwas verkümmert (18. September 1763). „Die Abende in den Wirthshäusern brachte ich noch vergnügter zu, wenn ich

mich um den Zustand Savoyens erkundigte; da fand ich, wie wahr es sei, was Rousseau sagt: *Un peuple né dans l'Esclavage est né pour l'Esclavage* — „Raum kahm ich über den Mont-Cenis auf Novalese hinunter, so wurde ich von den ganz neuen Gegenständen begeistert. — Laue Winde verrückten mein Gehirn ganz, wir mußten mehr als vier Stunden unter Weinlauben fahren, ich ging mehr als die Hälften zu Fuß. Es schien mir burlesco, in einem Lande, das dem alten Arcadien gleichet, in einer Sedie zu fahren. — Aber als wir gen Novalese kamen, so wiechen meine Ideen vom güldenen Weltalter bald, ich sah dort den Willen eines argwöhnischen despotischen Beherrschers, durch die Douane Commis auf das genaueste erfüllt — und durch nichts hinterhalten, von nichts besiegt, als von — einem $\frac{1}{2}$ Chronenthaler, wie Young vom Frauenzimmer sagt. — Wir kamen noch den gleichen Abend auf Susa, das Land eröffnet sich hier je länger je mehr, wird fruchtbarer, und trägt seine Früchte zeitiger, und seine Einwohner sind schöner an Leib und Seele. Die Natur ist hier so voll, so überflüßig, dachte ich, daß es kein Wunder ist, wenn die Kunst es auch ist.“ Er nahm dann seinen Weg von Turin über Mailand, Bergamo, Brescia, Vicenza, Verona, Padua nach Venedig, wo er einen etwas längeren Aufenthalt nahm, um die venetianische Schule zu studiren „und wenn es auch nur wäre, sich die Peccata splendida derselben einzusehen“ (4. November 1763). Seine Briefe aus Rom sind leider spärlich und zudem großenteils angefüllt mit einer leidigen Familienaffaire. Ein Vetter Usteri's, der auch in den Briefen Winckelmann's mehrfach erwähnt wird, hatte sich dort verheirathet, anscheinend mit einer Italienerin, und war zum Katholizismus übergetreten. Dadurch war er mit seiner Familie zerfallen, und Füzli im Verein mit Usteri geben sich nun die größte Mühe, eine Einigung herbeizuführen. Der Ausgang dieser Angelegenheit, welche Monate lang hin und her schwankt, geht aus den Briefen nicht hervor. Von seinen Studien in Rom schreibt er nur kurz. „Die verschiedenen Arten von Beschäftigungen, die ich mir auferlegt, sind fast zu stark für mich. Die Werke der Kunst sind für mich eine uner-

schöpfliche Quelle von allen möglichen Kenntnissen. Im übrigen verabsäume ich nicht, was unser R. sagt: „Ich studire die Menschen, aber diejenigen, die einen eigenen Charakter für sich haben; nicht große Gesellschaften, sondern das Volk“ (ohne Datum, etwa Ende Januar 1764). Nach seiner Rückkehr von Neapel, wo er mit Winckelmann war, schreibt er (28. März 1764): „Ohne Zweifel, mein Liebster, erwarten Sie von mir einige Nachrichten von meiner Reise durch ein Land, das die Natur zum schönsten in der Welt und die Wuth der Menschen zum unglücklichsten gemacht. — Wie bedaur' ich Neapel, wo im Leben und in der Kunst die größte Barbarey herrscht. Wie menschheitentehrend ist nicht das elende Fest der Cocagna [Kletterbaum], das ist eines von den Festins, die man einem slavischen Volke vorwirft, um demselben zu zeigen, wie verachtet es ist. — Und wie viel werde [ich] Ihnen bey meiner Rückkehr von dem ausschweifenden Geschmacke in Neapel zu erzählen haben.“

Es wäre begreiflicherweise sehr verfehlt, wollten wir uns aus diesen Briefen ein Bild von dem Menschen Füszli überhaupt machen; aber eine Verstellung von dem Jüngling Füszli geben sie uns sehr gut, und gegenüber diesen Neuzeugungen eines äußerst lebendigen Temperaments, dessen Fehler wesentlich Fehler der Jugend sind, dessen Vorzüge aber gerade dem enthusiastischen Winckelmann in mancher Hinsicht sympathisch sein mußten, finden wir das intime Verhältniß, in welches der Mann zu dem um so viel jüngeren Freunde trat, wohl erklärlieh. Nicht minder aber verstehen wir, daß bei Füszli der lebhafte Eindruck, welchen Winckelmann's Persönlichkeit im direkten Umgange auf ihn gemacht hatte, später nicht vorhielt, und daß Winckelmann niemals eine so nachhaltige Wirkung auf ihn und seine ganze Denkweise auszuüben im Stande sein konnte, als es bei Rousseau der Fall war.

Mit diesen Proben aus dem mannigfaltigen Inhalte der Briefe muß ich mich begnügen. Der Kenner der litterarischen, sozialen und politischen Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts wird darin noch manches finden, was für ihn von Interesse ist; so verschiedentliche Bemerkungen über die Schinznacher helvetische Gesellschaft, über die politischen und Censur-Ver-

Hältnisse in Zürich u. a. m., — einzelne Züge, welche unter Umständen bei einem Gesamtbilde der Cultur Zürich's im vorigen Jahrhundert wohl gelegentlich passende Verwendung finden könnten.

Das im obigen erwähnte Schreiben Haller's lautet folgendermaßen:

Viro Amicissimo

Joh. Gesnero, Mg.:

s. pl. d.

Albertus Haller.

Tuas recte adcepi, redux a percursione animi gratiâ ad varios amicos autumnalibus feriis institutâ, sanitatis non satis confirmatæ, cum nunc etiam hemicraniâ et stomachi debilitate adeo insigni laborem, ut vix etiam lenissima sine vomendi conatu deglutiam. Quæ forte cessabunt. Hinc impeditus fui, ut adeo tarde tua perfecerim, quæ remittam si prius dixeris, an nihil in problem. Geometrico (?) supersit præter tria problem. tui enim codices deficiunt in probl. de lapide. Quæ nova habes, cupis (? — cupio ?) mitte, promto quo nunc fruor otio expediam. In probl. de lapide in venio, si $a = 1080$. $b = 8\frac{1}{2}$. $d = 1$. $t = 9''$ esse puteum tantum 1872 pedum sumendo $10\frac{4}{10}$ pro $\sqrt[3]{72 \times 36}$ quæ proxima est. Tu v. habes 7260. Aliqua alia correxi in tuis, levia multa non satis adsequor.

Miegius nuper scripsit se secuisse Maniacum, sed an aliud fuit quam sectionem practicam? Hic aliquid me effectum spero adhuc. Certe sectionibus publicis jam locus adsignatus est. Bibliothecam nuper auxi Bernoullianis quibusdam

et Newtoni arithm. univ. ed. 1722. Quam ubi exscripsero integre, tuam esse volo. Bernoullium saluta et ex eo meo nomine exempl. Dissertationum aliquarum pete quas edidit. Vesalium interim adcepisti. Sericum volo ungezwirnet. Flores tu ipse curiosiores (?), olerum Catal. adde, sumtus rependam. Ut summos in Medicina honores promte adsequaris, dudum meruisti; te vero aliquando id serio adgredi gaudeo. Heri vidi Christinam Crazer, de quâ fama tot et tanta mentita est. Anabaptistarum est utcunque Prophetissa . . . (unleserliches Wort) negotium fraudem plurimum redolet, cum soror ei fuerit a servitiis totis tribus annis, quos jejunio transegit. Nunc ab anno et ultra oleosa (? — olera?), vel alia facilius deglutienda edit. Virgo est boni habitus nec deformis, pulsu elato et respiratione laboriosâ, docta cæterum et ultra sexum aut conditionem diserta.

Cura si placet ut figuræ tuæ lineas curvas (?) determinantes nitide expressæ chartulis mihi remittantur. Nosti enim quam parum in his operis felix sim, et requirit tamen sublimior. Mathesis adcuratas figurarum delineationes.

Agnatus meus cum quo habito in prædio subalpino Carbonum fossilium insignem venam detexit, qui nigri picei fragiles pertinaciter flamمام tenent cum odore sulfureo et offendente. Ne tamen in eam mineram multum sumtus impendat, ipse monui. Hâc hyeme insigniter in lectione auctorum et calculo . . . (undeutsch: proudam.?) praxis languet, cum bis jam desperatis morbis admotus sim sine tamen famæ dispendio, altera tabida, ulcere ad genu fluente vivit, et vivet aliquandiu. Nundinæ multa nova adferent, de quibus hinc (?) plura, Couletus, qui Lingua . . . do . . . t (ausgerissene Stelle), edidit Fr. de Arcaridibus, cum fig., quem vidi non legi, Ulris . . . (ausgerissen) qui Friendum (?) et Drug. (undeutsch) transtulit. Saluta

meo nomine Bern . . . twingerum, Miegium, Webum (?),
Königium, Hessium, imprimis vero nostrum Stehelinum, ad
quem nunc etiam literas do, anglicas.

Vale. ex prædio Suburbano Zur Linden. 1729. 20. oct.

